

Inhalt

Vorwort	7
1. Heimat	13
2. Die Welt öffnet sich – glückliche Zufälle	65
3. Aufbruch: »Wir gehen einfach fort« – Indien I	103
4. Rückkehr und erneutes Studium	119
5. Lehre, Theorie und Praxis	138
6. Frauenbewegung	146
7. Frauen und Arbeit	160
8. Indien II	165
9. Subsistenz als Zukunftsperspektive	188
10. »Women and Development«	198
11. Weitere Bewegungen und Kampagnen	210
12. Raus aus der Frauenecke: Der Kampf gegen die Globalisierung	256
13. Die Suche nach einer neuen Vision	285
14. Am eigenen Leibe	297
Literatur	304

Vorwort

Tabo Didi war einer der Käuze in unserem Dorf. Er war ein Lebenskünstler und sagte einmal: »*Es ist nicht leicht, ein Mensch zu sein!*« Diesen philosophischen Satz habe ich nie vergessen.

Es ist nicht leicht, 77 Jahre meines Lebens zwischen zwei Buchdeckel zu packen, besonders nicht, wenn dieses Leben sich zwischen zwei so entfernten Polen wie dem *Dorf* und der *Welt* abgespielt hat. Tabo Didi sagte: »*Ich habe die ganze Welt gesehen! Ich war im Kreis Prüm. Ich war im Kreis Daun und ich war sogar in der Neuerburg!*« Das war für ihn die Welt. Für meine Mutter war die Welt unser Dorf, das sie nur ab und zu verließ, wenn sie wieder ein Kind erwartete.

Ich aber habe mich nicht mit dieser *kleinen* Welt zufrieden gegeben. Mich zog es in die *große* Welt, trotz meines Heimwehs.

Eine meiner Freundinnen fragte mich einmal: »*Warum schreibst Du deine Lebensgeschichte selbst auf. Könnten das nicht andere tun? Später, wenn Du tot bist? Und warum gerade jetzt? Und überhaupt? Ist das nicht etwas viel Narzissmus und Nostalgie?*«

Nein, meine Lebens- und Zeitgeschichten muss ich schon selbst erzählen und aufschreiben. Denn nur ich weiß, wie das alles zusammenhing und zusammenhängt: das Dorf und die Welt. Es ist auch nicht meine ganze Geschichte in ihrem chronologischen Ablauf. Es sind *Geschichten*, auf die es mir besonders ankommt. Es sind Geschichten, in denen mein Leben eine neue Wende erfuhr – wenn mir etwas Besonderes geschah, wenn ich selbst, meist mit anderen, etwas bewirken und bewegen konnte. Es waren Zeiten, in denen ich neue Erfahrungen machte, neue Erkenntnisse gewann und mich dabei selbst veränderte.

Es sind aber auch Geschichten aus einer Zeit, in der sich die Welt so schnell und so tiefgreifend wandelte wie vielleicht nie zuvor.

Ich schreibe diese Geschichten auch deshalb selbst auf, weil ich nicht will, dass andere sie aufschreiben. Andere, die nur Bruchstücke kennen und sie je nach ihrer Fassungskraft und ihrem Gusto interpretieren. Es gibt meines Erachtens keine »objektive« Geschichtsschreibung. Mit meinen Studentinnen habe ich vor Jahren einmal den Satz geprägt: *Wir schreiben unsere Geschichte, während wir sie machen.*

Diesen Satz haben wir befolgt, als wir um das Autonome Kölner Frauenhaus kämpften. Wir stellten jedes Jahr eine Dokumentation her. Ich habe ihn auch mit meinen Studentinnen aus der »Dritten Welt« in Holland befolgt, als wir dort das Programm »Women and Development« aufbauten. Dieser Satz blieb die Richtschnur für meine Praxis, meine Lehre und meine Theorie.

Wir wollten nicht, dass unsere Kämpfe, Erfolge und Misserfolge später total vergessen würden. Wir schrieben diese Geschichten aber auch für die auf, die mit uns gegen Gewalt, Unterdrückung und Ausbeutung kämpften.

Und warum heute und überhaupt?

Ich schreibe gegen das Vergessen an

Es war noch nie so notwendig wie heute, den *lebendigen Zusammenhang* zwischen gestern, heute und morgen in den Köpfen und Herzen zu erhalten. Gerade heute wird jede Erinnerung daran zerstört, dass es vor uns schon Menschen gab, die ihre Geschichte machten. Und zwar nicht nur hier, sondern in der ganzen Welt. Meine Lebensgeschichten sind keine Geschichten von oben und auch keine Zuschauergeschichten. Es sind Geschichten von mir und anderen lebendigen Menschen, mit denen ich im Laufe meines Lebens zu tun hatte, auch wenn sie schon längst gestorben sind. Es sind nützliche Geschichten, so hoffe ich, die mir und anderen helfen, für das »Gute Leben« zu kämpfen.

Solche Geschichten spielen sich in einem realen geografischen, politischen und historischen Kontext ab. Es sind keine *virtuellen* Geschichten, die auf Bildschirmen oder Computern anzuschauen sind, heute gesehen und morgen vergessen.

Ich gehöre einer Generation an, die noch selbst erlebt hat, wie die

Nazizeit anfang, wie der Zweite Weltkrieg begann und wie der Spuk des »Tausendjährigen Reiches« 1945 kläglich zusammenbrach und Millionen von Menschen in den Abgrund riss. Wir haben auch den Aufbau nach dem Krieg erlebt. Unsere Mütter waren die Trümmerrfrauen, die dafür sorgten, »dass das Leben weiterging«.

Ich selbst habe die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg als großen Aufbruch erlebt, als Hoffnung auf eine wirklich neue, bessere Welt. Die Zeit zwischen 1945 und der Gründung der Bundesrepublik war eine Art Interimszeit. Es war eine phantastische Zeit. Alles war Anfang, alles schien möglich. In diesen Jahren brach ich aus meinem Dorf auf und ging in die »Welt«. Es war ein glücklicher Zufall, dass ich, das Dorfmadchen, eine Höhere Schule besuchen konnte, dass wir Lehrerinnen und Lehrer hatten, die uns Vertrauen schenkten und uns begeistern konnten. In jeder Hinsicht förderten sie unsere Kreativität. Es ging nicht um Konkurrenz und individuelle Leistungen. Es ging um Freiheit des Denkens, um Gemeinschaftlichkeit, Völkerverständigung, Kritikfähigkeit. In diesen Jahren entdeckte ich die Welt, die Liebe und mich selbst. Für mich war das alles wie ein Wunder. Ich konnte tun, was ich immer schon gewollt hatte. Ich wollte ja Künstlerin werden. Meine Lehrer und Lehrerinnen unterstützten mich bei diesem Vorhaben.

Heute ist eine solche Schule kaum noch vorstellbar

Ich wünsche allen jungen Menschen, dass sie eine Schule wie diese und solche Begeisterung in ihrer Jugend erleben können. Doch heute ist eine andere Zeit. Ich musste im Laufe meines Lebens lernen, dass das, was zu einer gewissen Zeit möglich ist, zu anderen Zeiten nicht mehr möglich ist. Es kommt darauf an, zur richtigen Zeit das Mögliche und Richtige zu tun. »Carpe Diem« war damals unser Leitspruch.

Zwar gab es in meinem wie in jedem Leben nicht nur solche »Hoch-Zeiten«, es gab auch Tiefen und »graue Zeiten«, die durchgestanden werden mussten. Doch unbewusst-bewusst bin ich einem gewissen roten Faden gefolgt. Ich konnte zwar nicht alles erreichen, was ich mir vorgestellt hatte. Aber dieser rote Faden hat mich an viele

Orte, zu vielen Menschen, zu vielen Erfahrungen, Kämpfen, Siegen und auch Niederlagen geführt, von denen ich anfangs nie hätte träumen können. Heute kommt mir mein Leben wie ein mäandernder Fluss vor, der als kleiner Bach in den Bergen der Vulkaneifel entsprang, immer breiter wurde, immer mehr Gewässer in sich aufnahm, sich immer weiter verzweigte in ein weites Netz, das heute die ganze Welt umfasst. Dieser Fluss floss nicht immer geradeaus. Er machte Kurven und Biegungen, manchmal sah es aus, als wenn er zurückflösse oder ganz stehen bliebe – wie ein Tümpel. An jeder Biegung, jeder Wasserscheide musste er sich entschließen: Wohin jetzt?

Der Titel *Das Dorf und die Welt* drückt die allgemeine Richtung dieses Flusses aus, die Spannung zwischen hier und dort, zwischen Heimat und Welt, dem Fremden und dem Eigenen. Diese Spannung war manchmal ein Spagat, das viel Ausdauer und Kraft kostete. Aber sie war gleichzeitig eine außerordentliche Chance, die Welt von mindestens zwei Seiten her zu sehen und zu verstehen. Diese Spannung schafft die Distanz, die notwendig ist, um das Eigene im Fremden und das Fremde im Eigenen zu entdecken. Das war und ist eine beglückende Erfahrung. Sie hat mir den Mut gegeben, immer wieder zu neuen Ufern, zu neuen Horizonten aufzubrechen und neue Erfahrungen zu machen. Diese Erfahrung hätte ich nicht machen können, wäre ich an einem Ort sitzen geblieben. Das Pendeln zwischen den zwei Welten gab mir die Möglichkeit, das, was in meinem Land, meiner Heimat geschah, nicht als das Ganze zu nehmen. Von dieser Perspektive her konnte ich manches relativieren, vor allem jeden selbstbezogenen Nationalismus und Patriotismus. Wer vom Außen auf das Innere und vom Inneren auf das Äußere blicken kann, kann vieles nicht mehr so ernst nehmen.

Selbstverliebtheit?

Ja, das kann ich nur bestätigen. Ich fand mich gut und mein Leben interessant. Ich habe nie Schuldgefühle gekannt, auch Angst kannte ich nicht. Ich habe als Bauernkind auch nie einen Minderwertigkeitskomplex gehabt. Das verdanke ich meinen Eltern, die uns nie unter

Druck setzten, in der Schule große Leistungen zu erbringen. Sie interessierten sich nicht einmal für unsere Zeugnisse. Wir waren so, wie wir waren, gut genug für sie.

Sie dachten nie, dass wir einmal etwas »Besseres« werden sollten. Sie waren eben Bauern, keine Bürger. Ich bin ihnen ewig dankbar, dass sie keinen Ehrgeiz für uns hatten.

In meiner Jugend haben meine großartigen Lehrerinnen und Lehrer dieses Selbstvertrauen gefördert und mir die Augen für das geöffnet, was außerhalb meiner dörflichen Erfahrung lag, für die Welt, für Literatur, fremde Sprachen, Philosophie, Politik.

Was mich dann wirklich und konkret in diese ferne Welt zog, war die Liebe zu einem fremden Mann, einem Seemann aus Pakistan. Aus dieser Liebesgeschichte habe ich fast alles gelernt, was ich bis jetzt gelernt habe.

Letzten Endes war sie auch der Anlass, dass ich schon früh zu einer Internationalistin wurde und schließlich den Marxismus entdeckte. Die Elfte These aus der Deutschen Ideologie: *Die Philosophen haben die Welt in unterschiedlicher Weise interpretiert. Es kömmt darauf an, sie zu verändern*, ist bis heute mein Leitspruch geblieben.

Die Liebe lehrte mich, dass der Andere/die Anderen nicht die »Hölle« sind, wie Sartre meinte, sondern, dass sie den Reichtum und die Vielfalt des Lebens bedeuten.

Ich lernte aber auch die Mauern kennen, die uralte Herrschaftssysteme errichtet haben: die patriarchale Herrschaft zwischen Männern und Frauen, zwischen Kapitalisten und arbeitenden Menschen, zwischen Kolonialisten und Kolonisierten und schließlich zwischen Mensch und Natur.

Der Satz: Es kömmt darauf an, sie zu verändern, war der Impuls, diese Mauern nicht nur zu analysieren und zu beschreiben, sondern gegen sie als *activist scholar* zu kämpfen.

Bei all diesem Hinausstürmen in die Welt habe ich jedoch nie vergessen, woher ich kam: aus einem Bauernhaus in einem kleinen Dorf. Das gab mir nicht nur die nötige Bodenhaftung, sondern bewahrte mich auch vor allzu luftiger Romantik und weltfremdem Idealismus. Ich weiß, dass die Nahrung nicht aus dem Supermarkt

kommt, sondern aus der Erde. Diese Herkunft hat mich gegen die Versprechungen der Industriegesellschaft und des Kapitalismus immun gemacht. Sie schaffen nirgendwo ein »Gutes Leben«, weder im globalisierten Dorf, noch in der globalisierten Welt. Mein Leben hat mich gelehrt, dass die Subsistenz auf dem Dorf und in der Welt heute wahrscheinlich die einzige Hoffnung ist, das weitere Leben auf diesem Planeten zu erhalten.

Nostalgie?

Ja, auch Nostalgie hat mich veranlasst dieses Buch zu schreiben. Nostalgie heißt nicht einfach Verklärung der Vergangenheit, sondern Erinnerung daran, dass das Leben einmal besser war als heute, da trotz oder wegen allen Fortschritts und der Warenfülle in den Supermärkten viele Kinder keine richtige Kindheit, viele Jugendliche keine Zukunftsperspektive, viele Erwachsene nur Angst und Stress und viele Alte nur Krankheit und Einsamkeit kennen.

Weil ich weiß, dass es eine bessere Welt gab, weiß ich auch, dass eine andere Welt möglich ist und schon begonnen hat.

Darum blicke ich nicht nur mit Nostalgie in die Vergangenheit, sondern auch mit Zorn in die Zukunft.

Zum Schluss wünsche ich mir und allen Menschen, dass sie am Ende ihres Lebens das sagen können, was meine Mutter beim Rückblick auf ihr Leben sagte:

»Das war doch ein glückliches Leben! Es war zwar viel Arbeit. Aber ich habe ja gerne gearbeitet.«

Maria Mies